

# Klare Begriffe schaden auch nicht in der Physik

Raumzeitliches: Der Briefwechsel zwischen Albert Einstein und Moritz Schlick in einer exzellenten Edition.

Hoch geehrter Herr Kollege! Ich habe gestern Ihre Abhandlung erhalten und bereits vollkommen durchstudiert. Sie gehört zu dem Besten, was bisher über Relativität geschrieben worden ist. Von philosophischer Seite scheint überhaupt nichts annähernd so Klares über den Gegenstand geschrieben zu sein.“ So beginnt am 14. Dezember 1915 Albert Einstein, Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften und Professor ohne Lehrverpflichtung an der Universität Berlin, einen Brief an einen Privatdozenten für Philosophie an der Universität Rostock namens Moritz Schlick. Dieser ist kaum drei Jahre jünger als Einstein und durchaus auch eine der großen Gelehrten des zwanzigsten Jahrhunderts. Nachdem er 1922 Professor in Wien geworden war, gründete Schlick einen Diskussionszirkel, der als „Wiener Kreis“ Philosophiegeschichte geschrieben hat. Praktisch die gesamte heutige analytische Philosophie lässt sich auf die eine oder andere Weise auf Mitglieder des Wiener Kreises zurückverfolgen oder auf den für diesen wichtigen Ludwig Wittgenstein.

Nur im Zusammenhang mit Einstein dürften auch manche Philosophieinteressierte noch nie auf den Namen Schlick gestoßen sein. Jedenfalls nicht vor 2019, als Fynn Ole Engler von der Universität Rostock eine kommentierte Ausgabe von Schlicks Texten zur Relativitätstheorie herausgegeben hat – darunter auch der Fachartikel, den der oben zitierte Brief erwähnt. Es ist der früheste von rund fünfzig erhaltenen Schreiben, die Einstein und Schlick zwischen Dezember 1915 und Mai 1933 gewechselt haben und die Engler nun zusammen mit dem Rostocker Philosophen Mathias Iven sowie Jürgen Renn vom Berliner Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte sorgfältig ediert, eingeleitet und

drang – ein Austausch allerdings, der in den erhaltenen Briefen nur zu einem vermutlich winzigen Teil dokumentiert ist.

„Ein ordentlicher theoretischer Physiker muss ein wenig, ja vielleicht sogar ziemlich viel Philosoph sein“, schrieb Max Born, einer der Väter der Quantentheorie, 1919 an Schlick. Und tatsächlich galt das in besonderem Maße für Einstein. Der hatte bereits als Dreizehnjähriger alle drei Kritiken Immanuel Kants gelesen und bekannte offen, wie wichtig die Lektüre der Schriften der Empiristen David Hume und Ernst Mach für seine Arbeit an der Relativitätstheorie gewesen waren. Mit Schlick aber hatte Einstein nun einen zeitgenössischen Denker, mit dem er auf der Grundlage einer gemeinsamen kantkritischen Position in Dialog treten konnte und der es überdies verstand, die Dinge auf den Punkt zu bringen. „Sie sind wirklich ein Künstler der Darstellung“, schrieb er an Schlick Ende 1918 – und dabei war Einstein selbst jemand, der sich bestens auf allgemeinverständliche Erklärungen verstand. Für Schlick war diese Wertschätzung des von ihm auch menschlich verehrten Einstein sicher auch eine Quelle professionellen Selbstbewusstseins, die ihm über seine Schwierigkeiten hinweghalf, im neukantianisch dominierten Deutschland eine Professur zu bekommen. Und so schrieb er im Sommer 1917 an seine Frau: „Er [Einstein] scheint wirklich zu denken, dass Pappi überhaupt der wunderbarste Philosoph der Gegenwart ist.“

Doch die Gelehrtenfreundschaft war nicht von Dauer. Zwei Gründe oder zumindest Anlässe für die Entfremdung deuten sich dem Leser des Briefwechsels an: die Quantentheorie und Wittgenstein. In den Jahren, nachdem Einstein 1923 in seinem nachgeholten Nobelpreisvortrag die Vereinigung von Elektromagnetismus und Allgemeiner Relativitätstheorie zu einer umfassenden klassischen Feldtheorie propagiert hatte, ging aus der Atomtheorie Niels Bohrs die Quantenmechanik hervor. Einstein hatte am Ende daran keinen geringen Anteil – allerdings in der Rolle des Advocatus Diaboli, des pfliffigen, aber weltanschaulich festgelegten Gegners einer fundamental nichtdeterministischen Theorie, der die Quantenmechanik mit scharfsinnigen Einwänden dazu zwang, sich über ihre eigenen Aussagen klarer zu werden. Doch Einsteins Sparringspartner waren nun Bohr und sein Kreis, aber keine akademischen Philosophen wie Schlick.

Dessen Interessen hatten sich zudem verschoben. „In der gegenwärtigen Physik auf dem laufenden zu bleiben, fällt mir äußerst schwer“, schrieb Moritz Schlick Anfang Juni 1927 an Albert Einstein. „Schrödinger hat hier vor Monaten einen sehr schönen Vortrag gehalten, aber, wie ich höre, billigen Sie seine Interpretation nicht. Ich bin, außer in ethische Gedankengänge, seit langem in die neue Logik (Frege, Russell, Wittgenstein) verstrickt und stehe bewundernd vor der großen Gedankenarbeit, die dort geleistet ist und von der ich mir nichts geringeres verspreche als eine gänzliche Reform – nämlich eine völlige Überwindung, Entbehrlichmachung – der Philosophie.“ Und sechs Wochen später berichtet Schlick Einstein nach einem vorsichtigen „Ich weiß nicht, ob es Sie interessiert ...“ begeistert von Wittgenstein. Dessen „Tractatus“ nennt er das „tiefste und wahrste Buch der neueren Philosophie überhaupt“ und seinen Verfasser eine „Künstlernatur von hinreißender Genialität und die Diskussion mit ihm gehört zu den gewaltigsten Erfahrungen meines Lebens“.

Aber Einstein interessierte es nicht. Jedenfalls ist keine Erwiderung von ihm darauf erhalten. Um Philosophie geht es in dem Briefwechsel danach nur noch ein einziges Mal, Ende November 1930, als Einstein auf die Zusendung von Schlicks Aufsatz „Die Kausalität in der gegenwärtigen Physik“ reagiert. Obgleich Einstein darin die Quantentheorie als heuristischen Ansatz sogar verteidigt und Schlick zum Beispiel nicht in der Auffassung folgen will, der Begriff „statistisches Gesetz“ sei widersprüchlich, spricht er ihr ab, ein „Modell der realen Welt“ zu sein. Schlicks Kritik an der Quantentheorie geht ihm da gerade in die falsche Richtung: „Allgemein betrachtet entspricht Ihre Darstellung insofern nicht meiner Auffassungswiese, als ich Ihre ganze Auffassung sozusagen zu positivistisch finde.“

Trotz der fachlichen Entfremdung blieb das persönliche Verhältnis der beiden herzlich. „Mein Mann liebt Sie doch, wie kaum sonst einen Kollegen!“, schrieb Elsa Einstein an Schlick im Mai 1932. Und es wird berichtet, dass der Schöpfer der Relativitätstheorie vier Jahre später unendlich traurig war, als er erfuhr, dass ein geistesgestörter Student Moritz Schlick erschossen hatte.

ULF VON RAUCHHAUPT

**Albert Einstein, Moritz Schlick: „Briefwechsel“.** Eingeleitet, kommentiert und herausgegeben von F. O. Engler, M. Iven und J. Renn. Felix Meiner Verlag, Hamburg 2022. 192 S., br., 24,90 €.



Vom Ende der Verehrung: Die „Black Lives Matter“-Bewegung übernimmt ein Monument für Robert E. Lee.

Foto Mitch Epstein

# Wem gehört das Land?

Amerikanische Konflikte: Mitch Epstein fotografiert, wo Menschen um ihr Recht kämpfen

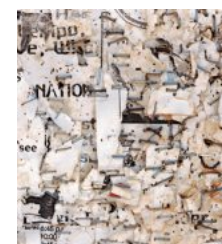
Missachtet man die Chronologie seiner Bücher, zeichnet sich im Werk des amerikanischen Fotografen Mitch Epstein ein Weg ab, der vom Leben zu Hause und dem väterlichen Unternehmen, einem Möbelgeschäft in einer Kleinstadt in Massachusetts, über die Großstadt New York schließlich zu ausgedehnten Reisen durch Teile der Vereinigten Staaten führt, während derer er sich mal den mitunter bizarren Leidenschaften der Menschen, mal deren heiklem Umgang mit Ressourcen widmet. Wie sehr ihn dabei von Beginn an Fragen nach Recht und Besitz, nach Einflussnahme und Anspruchsdenken beschäftigt haben, wird erst jetzt, mit seinem jüngsten Buch „Property Rights“, deutlich – ein Bildband mit fast dreihundert Fotografien, für den Epstein vier Jahre lang Orte und Personen besucht hat, die der oft drastisch laxen Umgang mit Eigentumsrechten in teils desaströse Verhältnisse gebracht hat. Manches ist dabei symbolisch ausgeführt und so auch von Epstein gezeigt, anderswo war es ihm um den direkten Einfluss auf einen Alltag zu tun, in dem es an Problemen und Schwierigkeiten nicht mangelt.

„Property Rights“ ist kein einfacher Begriff. Neben dem Eigentumsrecht bezeichnet er Schutzrechte, Vermögensrechte, Verfügungsrechte, sogar Urheberrechte. Und Mitch Epstein machte sich im Laufe seines Projekts die Vielfalt der Bedeutungen beherzt zunutze. Begonnen jedoch hat die Arbeit mit einem geradezu klassisch zu nennenden Fall von Landnahme. Das war 2017, als er in North Dakota das Sioux-Reservat Standing Rock besuchte. Sieben Stämme demonstrierten dort gegen eine Ölpipeline, deren Verlauf aus Furcht vor drastischen Umweltverschmutzungen kurzerhand geändert worden war und nun durch ihr Land führen sollte. Folgerichtig sahen sie jetzt ihr Trinkwasser in Gefahr. „Water is Life“, war das Motto, unter dem Tausende von Menschen zusammenkamen, in provisorischen Zeltlagern lebten und bei Minusgraden den Attacken des Sicherheitspersonals des Ölunternehmens ebenso widerstanden wie den Wasserwerfern der Polizei.

Dass es sich ausgerechnet um das Gebiet handelte, das Sitting Bull 1876 in der Schlacht gegen General Custer verteidigt hatte, erweiterte den Protest um eine historische Dimension. Alle Verträge, schreibt Dorothy Roland Sun Bear, eine Sioux, in Epsteins Buch zurückbli-

ckend bis ins neunzehnte Jahrhundert, seien von der amerikanischen Regierung gebrochen worden: „Amerika wurde auf gestohlenem Land errichtet.“ Präsident Obama verbot den Weiterbau der Pipeline, Präsident Trump hob das Verbot wieder auf.

Mitch Epstein macht keinen Hehl daraus, wem seine Sympathien gehören. Aber seine Bilder taugen nicht für Propaganda. Vielmehr zeugen sie von wacher Beobachtungsgabe, die er dafür nutzt, mit der umständlichen Technik der Großbildfotografie eindringliche, mitunter vielschichtige Bilder zu komponieren. Dabei sprengt er die Grenzen zwischen



**Mitch Epstein: „Property Rights“** Text von Mitch Epstein und Susan Bell. Hrsg. von Susan Bell. Steidl Verlag, Göttingen 2022. 288 S., Abb., geb., 65,- €.

Reportage, Dokumentation und künstlerischer Fotografie. Von Standing Rock zeigt er auch die armseligen Lager in der weiten, verschnittenen Ebene. Aber vor allem fertigte er Porträts an von Menschen, deren Gesichter nicht weniger zerfurcht sind als die erodierten Landschaften der Badlands, oder er fotografierte etwa vier junge Männer vom Stamm der Lakota während einer Trommelzeremonie. Einer daddelt dabei auf seinem Handy, ein anderer trägt einen Kapuzenpullover mit der Aufschrift „I am Hip Hop“. Er mache sich ja keine Vorstellung davon, sagte ihm Alex White Plum vom Stamm der Lakota, den er sowohl mit Cowboyhut aufgenommen hat als auch mit seinem Federschmuck, der ihn als Häuptling ausweist, wie oft am Tag sie zwischen zwei Welten wechselten.

Auch darum geht es Mitch Epstein in „Property Rights“: den Zusammenprall der Kulturen und die Vereinnahmung der schwächeren durch die vermeintlich stärkere. Mit welcher Rücksichtslosigkeit das seit jeher geschieht, zeigt er am Beispiel von Mount Rushmore, dem gewaltigen Felsrelief mit den Konturfeis von vier amerikanischen Präsidenten, das in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts in South Dakota aus der Klippe eines heiligen Bergs der Indianer geschlagen wurde. Die Natur war dem

Fotografen gnädig und verhüllte weite Teile des Reliefs mit Nebel, als wolle sie einen Vorhang vor die Geschichte ziehen. Unten im Bild hängt schlapp und trüfnass das Sternenbanner an einem Mast. Anderswo ließen Bürger keinen Zweifel an ihrem Unmut. So ist der Sockel eines Monuments des Sezessionskriegs mit dem Südstaatengeneral Robert E. Lee hoch zu Ross in Richmond, Virginia, über und über neonbunt mit Parolen der „Black Lives Matter“-Bewegung übersprüht. „Property Rights“ umfasst bei Mitch Epstein auch das Recht auf Unversehrtheit des eigenen Körpers und des eigenen Weltverständnisses. „Property Rights“ freilich nahmen auch die Plantagenbesitzer der Südstaaten gegenüber ihren Sklaven für sich in Anspruch.

Epsteins Buch ist in acht Kapitel gegliedert. Ein Prolog in Bildern zeigt das Land, um das es ihm geht, in majestätischer Erhabenheit. Schroffe Canyons und die Weite der Mesa werden zum Ausdruck einer Überzeitlichkeit, in der Spuren von Zivilisation wie etwa historische Nachrichten im Fels oder eine asphaltierte Straße als Zeichen einer nur kurz aufflammenden Epoche gelesen werden können. Dann folgen Orte aktueller Auseinandersetzungen. Er fand sie auf Hawaii, wo Einheimische verhindern wollen, dass am Fuße des Vulkans Mauna Kea, einem ihnen heiligen Ort, ein dreißig Meter hohes Teleskop errichtet wird. Und er fand sie entlang der Grenze zu Mexiko. Schilder mit Aufschriften wie „Is There Life After Death? Trespass And Find Out“ lassen keinen Zweifel daran, dass dort mancher von ungebeten Besuchern hält. Der Zaun indes, den Trump entlang der Grenze hat bauen lassen, zerstört, was seit Generationen zusammenhing.

Grund zu Optimismus gibt Mitch Epstein, dessen Buch auch als eine Chronik der Ära Trump gelesen werden kann, deshalb nur insofern, als er immer wieder auf Aktivisten stieß, die sich ebenso hartnäckig bornierter Politik wie internationalen Konzernen in den Weg stellen, wenn mit dem Recht des Mächtigeren Regeln und Gesetze kurzerhand über Bord geworfen werden – eine Tradition, die sich in Amerika zurückführen lässt bis zu Henry David Thoreaus Essay „Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat“, erschienen im Jahr 1849 und nach wie vor aktuell.

FREDDY LANGER

# Totale Erziehung

Helen Roche über die Geschichte der Napolas

In der neueren Kulturtheorie konnte sich seltsamerweise erst langsam die Einsicht durchsetzen, dass ohne Bildungsgeschichte weder Zeit- noch Alltagsgeschichte zu haben ist. Das gilt besonders für die Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Keine seiner Gesamtdarstellungen berücksichtigt angemessen die Erziehungspolitik nebst der Wirkung ihrer Institutionen. Selbst Georg Bollenbeck, dem wir die einflussreichste Analyse des Verhältnisses von „Bildung und Kultur“ verdanken – er sprach zutreffend vom „Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters“ (1994) –, hatte die nazistische Perversion von Bildung in seiner Untersuchung ausgespart. Doch inzwischen kann als hinreichend gesichert gelten: Dem totalen Krieg ging ab 1933 die totale Erziehung voraus. Durch sie wurde ideologische Aufrüstung betrieben, schon bevor die deutschen Rüstungsbetriebe gegen die Auflagen des Versailler Vertrages auf Hochtour zu produzieren begannen. Deutsche Hegemonie unter rassistischen Vorzeichen sollte durch erzieherische Maßnahmen und das Heranbilden von Führungskadern befördert werden.

Trotz einer Reihe von Vorarbeiten gab es bislang keine umfassende Darstellung dieser ideologisch aufgerüsteten Erziehungspolitik in Hitlers Reich. Diesem Mangel hat nun Helen Roche abgeholfen, und ihr Buch, „The Third Reich's Elite Schools“ darf den Rang eines Standardwerks beanspruchen. Es widmet sich in erster Linie dem Kernbereich der erziehungspolitischen Institutionalisierung, den über das gesamte Reichsgebiet verteilten Nationalpolitischen Erziehungsanstalten (NPEA), landläufig meist Napolas genannt, berücksichtigt aber auch andere nationalsozialistische Erziehungseinrichtungen, etwa die Adolf-Hitler-Schulen, die nicht selten in Wettbewerb mit den schon bald wirkungsmächtigen Napolas standen.

In Letzteren sollte ein neospartanischer Geist herrschen, der paramilitärische „Leibeserzuchtigung“ ebenso prägen sollte wie Gesinnungsschulung. Roche zeigt das in minutiösen Beschreibungen des Lebens in den Napolas, und sie beleuchtet deren erziehungsgeschichtlichen Kontext, etwa die Aneignung der Reformpädagogik Gustav Wynekens und des Internatsschulwesens sowie der preussischen Kadettenanstalten. Dabei ist von besonderem Interesse, wie humanistisch geprägte Bildungseinrichtungen, etwa Schulpforta bei Naumburg, in Napolas umfunktioniert wurden, wogegen andere wie Plön und Putbus eine rein funktionalistisch-technische Ausrichtung hatten.

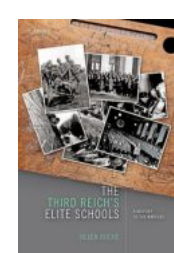
Der große Vorzug des Buchs besteht in einer Fülle von sorgfältig recherchierten Fallstudien zu einzelnen Napolas, die regional geprägte Interessen der Gauleitungen ebenso untersuchen wie die Ambitionen der jeweiligen Vorsteher, aber auch die kompetenzbedingten Spannungen innerhalb der NS-Führungskader, etwa über die heftig umstrittene Frage, ob es auch Napolas für Mädchen geben solle (es gab schließlich einige).

Roche beschreibt detailliert das strenge Auswahlverfahren für die Aufnahme in die Napolas, die Lehrplanung und die ihnen nach 1939 zugewiesene Germanisierungsfunktion, vor allem in Napolas in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten. Ein eigenes Kapitel ist der sofortigen Umwandlung der Bundeserziehungsanstalten in Napolas nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938 gewidmet, insbesondere des berühmten Wiener Theresianums.

Ein anderes zeigt, wie intensiv vor allem in England das Interesse an diesen politischen Schulungszentren war. So wie umgekehrt die Napolas durchaus auch die englischen Eliteschulen und Internate als Kaderschmieden für Führungskräfte in Politik und Gesellschaft im Auge hatten. Roche kann dabei auf eigene Vorarbeiten zurückgreifen, etwa auf ihre Untersuchung zum Austausch zwischen der Kingswood School in Bath und der Napola Ilfeld im Südharz. Die zentrale Rolle, die August Heißmeyer beim Aufbau der Napolas spielte, protegiert durch den Reichserziehungsminister Bernhard Rust, spiegelt sich auch in seinem Interesse an den englischen Schulen.

Roche moralisiert oder urteilt an keiner Stelle ihrer Darstellung, und das macht ihre Untersuchung nur umso bemerkender und eindrucksvoller.

RÜDIGER GÖRNER



**Helen Roche: „The Third Reich's Elite Schools“. A History of the Napolas.** Oxford University Press, Oxford 2021. 544 S., Abb., geb., 112,- €.